

Zeitschrift: Der Schweizer Familienforscher = Le généalogiste suisse
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung
Band: 37 (1970)
Heft: 1-3

Artikel: Name und Vorfahren der Familie Achtnich von Winterthur
Autor: Achtnich, Theodor / Achtnich, Walter Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-697272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Name und Vorfahren der Familie Achtnich von Winterthur

Zusammengestellt nach Aufzeichnungen
von Kirchenrat Theodor Achtnich, Mannheim,
durch Walter Hermann Achtnich, Wabern bei Bern

Es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß unser Familienname aus dem Satz «Acht es nicht» entstanden ist. Das zeigt auch die Übertragung ins Griechische, bezeichnet doch Amelius, herrührend von «ameleo», einen, der sich um etwas nicht kümmert, nicht darauf achtet. Wenigstens könnte dies da oder dort den Anlaß zur Bildung und Fixierung des Namens gegeben haben.

Am häufigsten ist der Name durch die bisherigen Forschungen in Ost- und Westpreußen festgestellt worden. Hier ist er am reinsten, in seiner dem Ursprung nächsten Form anzutreffen. Wenn er auch in Schlesien, Glatz, Böhmen, Mähren, ferner auch in Österreich, Mitteldeutschland, Bayern und Württemberg auftritt und wie wir sehen werden im 16. Jahrhundert auch in der Schweiz, so kommt der Name doch vorwiegend in Preußen vor. Nach allen Forschungen ist es sehr wahrscheinlich, daß er ursprünglich in Ostpreußen, wahrscheinlich durch die in Ermland eingewanderte deutsch sprechende Bevölkerung aufgekommen ist.

In der Vergangenheit wie in der Gegenwart erscheint der Familienname Achtnich in den verschiedensten Formen. Wir finden ihn mit der Schreibweise ohne oder mit t nach der ersten Silbe: Achnit, Achnicht, Achnitz, Achtenicht, Achtenit, Achesnicht usw. Ob die Namen mit l wie Achlik, Achtelek, Achtelik und Achteliz mit der Form «Acht-es-nicht» zusammenhängen und daraus entstanden sind, ist fraglich. Eine weitere Frage ist die, ob der in Ostpreußen heimische Name Lachnicht oder Lachnit aus «Achtnich» hervorgegangen ist oder ob umgekehrt «Lachnicht» der ursprüngliche Name ist. Vermutlich handelt es sich hier um zwei verschiedene Namensgruppen.

Im 14. Jahrhundert konnte der Name zweimal nachgewiesen werden. Ein Magister Achtnicht aus Linz stellte einen Schuldschein auf fl. 500 aus und 1376 ist ein Petrus Amelius Bischof in Urbino.

Im 15. Jahrhundert taucht der Name in Kaufbriefen von 1402 und 1422 auf, die sich im Landesarchiv Graz befinden. Sie handeln von

einem Gut, auf dem der «Achtseinicht sitzt». Dann kommt der Name auch dreimal in den Leipziger Universitätsmatrikeln vor.

Auch in der Schweiz trifft man den Namen im 16. Jahrhundert an: Hans Achtsinit ist der Verfasser des Liedes «Ein Badenfahrt guoter Gsellen». Er feiert und verteidigt darin Zwingli aus Anlaß der Badener Disputation 1536. Er stammte vielleicht aus Bremgarten im Aargau, wo der Name 1504 nachgewiesen ist, und zwar in der Form Achtznit oder Achzinüt.

Im 16. Jahrhundert trifft man die Achtnich schon recht häufig. Der wichtigste Vertreter des Namens in diesem Jahrhundert ist der markgräfllich-badische Kanzler Martin Achtsynit, der von 1526—1592 lebte. Sein Vater, Dr. jur. Georg Achtsynit, erhielt im Jahre 1523 an der Universität Freiburg im Breisgau die Berechtigung, juristische Vorlesungen zu halten. Er stammte aus Mähren, hat den Familiennamen Achtsynit oder Achtsnicht ins Griechische übersetzt und nannte sich Amelius. 1525 wurde er erster Professor des Kanonischen Rechts. Er muß ein bedeutender Mann gewesen sein, der sich an der Universität und darüber hinaus großen Ansehens erfreute. Mehrere Male verwaltete er das Rektorat und vielfach wurde er mit Geschäften der Universität, mit Verhandlungen und Vertretungen nach außen betraut. Von seinen beiden Söhnen war Martin der ältere. Im Jahre 1526 ist er in Freiburg im Breisgau geboren. 1542, ein Jahr nach seines Vaters Tod, der an der Pest starb, immatrikulierte er sich an der Universität seines Vaters als Student der Rechte. Schon in seinem ersten Semester wurde er zu einer empfindlichen Karzerstrafe verurteilt. Die Vermutung liegt nahe, daß es sich nicht nur um einen geringfügigen Studentenstreich gehandelt haben kann, sondern, daß der spätere tapfere Vorkämpfer des evangelischen Glaubens schon damals in seinem Herzen der Reformation zugeneigt war und sich zu irgend welchen Äußerungen oder Handlungen hinreißen ließ, die ihm von seiten der streng am Alten hängenden Universität eine längere Karzerstrafe eintrugen. Durch «glückliche Kunstgriffe» gelang es ihm, die Mauer seiner Haftzelle zu durchbrechen und zu entkommen. Er floh nach Pforzheim und fand dort bei dem wohl mit seiner Familie befreundeten Kanzler des Markgrafen Ernst von Baden, Oswald Gut, freundliche Aufnahme. Durch ihn kam er in

Berührung mit dem markgräflichen Hof, und es knüpften sich freundschaftliche Beziehungen an zwischen ihm und Karl, dem um drei Jahre jüngeren Sohn des Markgrafen. Nach sieben Jahren Aufenthalt in Pforzheim wagte er es, nach Freiburg zurückzukehren, wo er unbehelligt blieb. Er widmete sich dem Studium der Rechte, hatte aber daneben für den markgräflichen Hof diplomatische Geschäfte zu besorgen. Im Jahre 1551 reiste er, mit einer diplomatischen Mission beim kaiserlichen Hof betraut, nach Wien. Kaiser Karl V. hatte seinen Bruder, König Ferdinand, mit seiner Stellvertretung beauftragt. Mit ihm kam Martin Amelius infolge seines diplomatischen Auftrags in unmittelbare Berührung. Wir wissen, daß gerade um jene Zeit der junge Markgraf Karl dem König Ferdinand seine Hilfe gegen Frankreich anbieten ließ, und ihm einige Fähnlein Fußvolk und eine Anzahl Pferde versprach. Möglicherweise hatte Martin Amelius dieses Anerbieten dem König zu überbringen. Ferdinand muß über den Auftrag, den Amelius auszurichten hatte, erfreut gewesen sein und zugleich Wohlgefallen an dem frischen und gewandten jungen Mann gefunden haben. Er erhob den erst 25jährigen in den Adelsstand. Amelius benützte seine Anwesenheit in Wien, um sich an der dortigen Universität den juristischen Doktorgrad zu erwerben. Nach dem Tod des Kanzlers Oswald Gut im Jahre 1554 ernannte der junge Markgraf Karl seinen Jugendfreund, den damals erst 28jährigen Martin Amelius, zu seinem Kanzler. Er hat sich in diesem Amt die größten Verdienste um die Wohlfahrt der Markgrafschaft erworben.

Wie wir schon vorher erwähnten, muß Martin Achtsynit schon längst in seinem Herzen der Reformation zugetan gewesen sein. Auch Markgraf Karl neigte dem neuen Glauben zu, wie dies schon sein Vater Ernst getan hatte. Als Achtsynit Kanzler wurde, war es sein erstes und vornehmstes Anliegen, seinen Markgrafen zu überreden, offen auf die Seite der protestantischen Fürsten zu treten. Nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 tat der Markgraf den entscheidenden Schritt und entschloß sich, die Reformation in seinen Landen einzuführen. Niemand ist ihm dabei treuer und tatkräftiger zur Seite gestanden, als sein Kanzler Achsynit. In einer Kommission zur

Einführung der Reformation führte er den Vorsitz und wurde später der erste Direktor des badischen Kirchenrates.

Auch durch Anlegung neuer Schulen und durch Hebung des gesamten Schulwesens erwarb sich der Kanzler Achtsynit große Verdienste. «Weil er zudem in Baukunst wohl erfahren war, hat er dem Markgrafen geraten, hin und wieder gute Gebäude anzulegen, und er selbst ließ eine halbe Meile von Pforzheim ein schönes Schloß, die Niefernburg, errichten. Den Gelehrten ist er sehr geneigt gewesen und hat sich eifrig bemüht, die Studia zu befördern.» (Aus einem 1726 in Basel erschienenen Lexikon.)

Markgraf Karl II., dem das Volk den Beinamen «der Fromme» gegeben hatte, starb 1577. Unter seinem minderjährigen Nachfolger war Achtsynit dessen Vormund und blieb noch sieben Jahre Kanzler, bis er im Jahre 1584, im Alter von 58 Jahren, von seinem Posten zurücktrat, um in der Niefernburg an der Seite seiner Gattin seinen Lebensabend zu verbringen.

Es sei hier noch eine kleine Merkwürdigkeit erwähnt, die als Hinweis dafür dienen mag, daß der Kanzler schlichter, menschlicher Fröhlichkeit nicht unzugänglich war. Wer den Ratskeller in Pforzheim besucht, kann dort an der Wand den Spruch lesen:

O Rat, vergiß das Trinken nit!
So spricht der Kanzler Achsynit.

Der Spruch verdankt seine Entstehung einer Stiftung von 100 Gulden, die der Kanzler mit der Bestimmung gemacht hatte, daß stets beim Abhören der Bürgermeisterrechnung aus den Zinsen ein Fäßchen Niefernburger Gutedelwein angeschafft und von den Mitgliedern des Rates getrunken werden sollte. So wurde das Abhören der Rechnung buchstäblich zu einer weniger trockenen Sache. Im übrigen muß der Kanzler ein hochbedeutender Mann gewesen sein, gewandt in seinem Auftreten, lebenswürdig in seiner Art, klug und weitblickend, eine charaktervolle Persönlichkeit und ein Mann von innerlich vornehmer Gesinnung. Er starb im Alter von 66 Jahren im Jahre 1592. Ein Sohn und Stammhalter war ihm als Kind gestorben, jedoch hinterließ er eine Tochter. Sein Bruder Georg hatte keine Kinder.

Eine andere interessante Gestalt des 16. Jahrhunderts, Christof Achtnit, gehörte zu den Wiedertäufern oder Hutterischen Brüdern in Mähren. Er wohnte bei Stiegnitz, in der Nähe von Kromau, und war 1571 Vorsteher der dortigen Wiedertäufergemeinde. Als Sendbote für die wiedertäuferische Bewegung warb er in Bayern und Württemberg. 1555 wurde er dabei gefangen und niedergeschlagen «wie ein Ochs», daß ihm das Blut über das Gesicht strömte. Man warf ihn zu Burghausen ins Gefängnis, doch konnten ihn seine Anhänger wieder befreien. Es ist ein langes Gedicht von ihm vorhanden, das in die «Lieder der Hutterischen Brüder, Gesangbuch, herausgegeben von den Hutterischen Brüdern in Amerika» aufgenommen ist. Es trägt die Überschrift: «Ein Lied aus dem 3. Buch Esras im 3. und 4. Kapitel» und warnt vor der Stärke des Weins (Trunksucht), der Majestät (Ungerechtigkeit) und des Weibes (Unzucht). Sechs Briefe an ihn von dem Wiedertäufer Paul Glock, geschrieben 1571 aus dem Gefängnis in Wittlingen, sind noch vorhanden.

Im 17. Jahrhundert soll zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges ein Achnit in der Stadt Glatz bei der Erstürmung des Minoritenklosters besondere Schuld getragen haben. Im Jahre 1619, bei Beginn der Wirren, glaubten die Bürger der Stadt, einen seit 1605 wegen der Klostergüter zwischen der Stadt Glatz und den Minoriten (Franziskanern) schwebenden Prozeß auf gewaltsame Weise lösen zu können. Ein Achnit sei mit andern der erste gewesen, der auf das Kirchendach geklettert und mit dem Einreißen begonnen habe. Bei Annäherung der kaiserlichen Armee sei er dann entflohen. Vermutlich handelt es sich um den 1626 in der Königsberger Matrikel angeführten Achtnitius, bei welchem ausdrücklich «in exilium ob religionem» vermerkt wird.

Die ersten Achtnich einer im 19. Jahrhundert in die Schweiz eingewanderten Linie waren in Creuzburg, einem Städtchen in Ostpreußen, beheimatet. Es entstand 1315 um eine Burg herum, die 1253 von den Deutschordensrittern angelegt worden war und liegt 25 km südlich von Königsberg. Zu Beginn unseres Jahrhunderts war es ein Ort von etwa 1800 meist evangelischen Einwohnern und Sitz eines Amtsgerichts. Die Bevölkerung muß sich seit dem Jahre 1700 fast verdoppelt haben. Die «Consignation aller Städte» bei Amtsantritt

Friedrichs II. ergab für Creuzburg 986 Einwohner, 216 Wohnhäuser und einen ziemlich beträchtlichen Viehbestand.

In dieser Stadt Creuzburg ließ sich anfangs der neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts Jacob Achtsnicht als Radmacher nieder. Sein Vater Hans Achtsnicht war Bürger von Marienwerder. Vielleicht stammte auch dieser aus Creuzburg, denn dort wird schon 1595 ein Lux Achtsnicht als Bürger verzeichnet.

Wie sah es in Creuzburg aus zu der Zeit, als Jacob dort lebte? Die Einwohner müssen meist in sehr bescheidenen, wenn nicht geradezu armseligen Verhältnissen gelebt haben. Die Bürger trieben wohl zum großen Teil ein Handwerk, konnten sich aber davon allein unmöglich ernähren und lebten der Hauptsache nach von Ackerbau und Viehzucht. Wenn in dem kleinen Ort 10 bis 12 Radmacher waren, so ist es nicht denkbar, daß das, was sie auf ihrem Handwerk verdienten, zum Unterhalt reichte. Sie behelfen sich damit, daß sie zugleich Landwirtschaft betrieben. Jeder mußte froh sein, wenn er mit knapper Not durchkam und deshalb auch auf den bescheidensten Nebenverdienst Wert legen. So bestand die Bewohnerschaft aus lauter «kleinen Leuten», die hart mit dem Leben kämpften, um sich und ihre Familien durchzubringen. Creuzburg trug das typische Gepräge einer echten Kleinstadt. Man wohnte dicht beieinander in kleinen, engen Verhältnissen und jeder kannte den andern, namentlich auch dessen Schattenseiten. Es waren viele Reibflächen vorhanden, Klatsch, Verleumdung und Händel fanden ein reiches Feld der Betätigung. Das Handwerk war straff organisiert und wenn einer Meister werden wollte, war das mit erheblichen Kosten verbunden: Erwerb eines eigenen Hauses, Einrichtung einer eigenen Werkstatt, Zahlung an die Innung und Schmausereien bei Ablieferung des Meisterstücks und Aufnahme in die Innung und dergleichen. So fingen oft junge Meister mit erheblichen Schulden an.

Da Creuzburg an einer Heerstraße lag, welche die Ostseeprovinzen mit dem Westen verband, ist es erklärlich, daß im Städtchen die Radmacher besonders zahlreich vertreten waren. Ferner ließ die ackerbautreibende Bevölkerung aus der ganzen Umgebung ihren gesamten Wagenpark in Creuzburg herstellen und reparieren. Politisch gehörte Creuzburg zu Brandenburg, dem späteren Preußen.

Kurfürst Friedrich III. ließ sich am 18. Januar 1701 in Königsberg unter großem Pomp zum König «in» Preußen krönen. Sicherlich war auch eine Deputation von Creuzburg dort, um dem König zu huldigen.

Die kirchlichen Verhältnisse waren zu jener Zeit nicht gerade erfreulich. Beim allgemeinen inneren Tiefstand und der Verflachung des religiösen Lebens, Zuständen, die für die evangelische Kirche nach dem 30jährigen Krieg charakteristisch sind, besteht in so engen Verhältnissen, wie wir sie für Creuzburg schilderten, immer die Gefahr, daß die kleinen Interessen des Alltags alles beherrschen und jede Innerlichkeit ersticken. Dazu kam, daß in Creuzburg wiederholt unwürdige Geistliche, die mehr Schaden als Segen stifteten, im Amt gewesen sind. Es waren stets deren zwei im Amt, ein Pfarrer und ein Diakonus. Zur Zeit unserer Vorfahren war von 1672—1721 erster Pfarrer Abraham Klein. Er ist offenbar ein tätiger, wackerer Mann gewesen, der sich nicht scheute, auch einmal ein tapferes Wort zu reden, freilich ohne immer damit seinen Zweck zu erreichen. Wie aus seinem Testament hervorgeht, hatte er eine Untugend an sich, die wohl seine Wirksamkeit sehr beeinträchtigte. Er gehörte zu den Leuten, die meinen, das Hauptinteresse ihrer Mitmenschen konzentriere sich darauf, ihnen Verdrießlichkeiten zu bereiten. Mit seinem Diakon Hübner lebte er in bitterer Feindschaft. Sein Nachfolger, Schuster, 1721—1728 im Amt, muß eine minderwertige, geistig wohl nicht normale Persönlichkeit gewesen sein. Es wird ihm vorgeworfen, «daß er ohne alles Meditieren des göttlichen Wortes predige, und zwar mit so schlechtem Respekt und so niederträchtigen, groben Worten, als ob es ein gemeines Menschenwort wäre». So sind die kirchlichen Verhältnisse in Creuzburg zur Zeit unseres Vorfahren Jakob nicht sehr ideal gewesen. Erst recht unerfreulich aber waren die Schulverhältnisse. Neben der Stadtschule gab es sogenannte Winkelschulen. In beiden wurde gleich wenig geleistet, und die Unterrichtserfolge müssen äußerst gering gewesen sein. Bei einer Kirchenvisitation wurde eine entsetzliche Unwissenheit sowohl der Erwachsenen wie der Kinder festgestellt. Grund: «Die letzteren besuchen nur eine kurze Zeit im Winter die Schule, den Sommer über hüten sie Gänse und Pferde und schwitzen dann alles aus». Auch der

Religionsunterricht mag dementsprechend geringwertig gewesen sein. Eine Konfirmation in unserem Sinn, wie sie durch den Pietismus allmählich in der evangelischen Kirche aufkam, gab es damals noch nicht. Bei der Trauung jedoch mußten die Brautleute die Katechismusstücke öffentlich hersagen.

Auch Jakob mag sich mit seiner Braut dieser Pflicht unterzogen haben, als sie im Jahre 1694 in der Creuzburger Kirche getraut wurden. Die Braut, die er heimführte, war Catharina Witt, die Tochter eines Böttchers in Creuzburg. Da uns von ihr nicht der kleinste Charakterzug aufbewahrt ist, können wir uns von dieser Frau in keiner Weise ein Bild machen. Kurz nach der Geburt seines ersten Sohnes Abraham wurde Jakob Meister. Er hatte mit seiner Frau sechs Kinder gehabt. Eines davon starb mit vier Jahren in einem Gefäß brühend heißen Wassers und die jüngste Tochter mit 17 Jahren. Dagegen ist die Familie von Verlusten durch die Pest verschont geblieben, die 1709 in Creuzburg Einzug hielt und volle zwei Jahre hindurch zahlreiche Opfer forderte. Nach einem von der Regierung 1708 erlassenen Pestedikkt wurde eine Stadt, sobald die Pest darin wütete, mit Gräben und Palissaden umgeben und jeder ohne Schonung erschossen oder gehenkt, der sich hinein- oder hinauswagte. Das Handwerk war während dieser Zeit so gut wie lahmgelegt. Aber auch sonst sind die Verhältnisse, in denen Jakob und seine Familie lebten, jedenfalls äußerst bescheiden gewesen. Die Kosten, die mit dem Erwerb des Meistertitels und der Einrichtung einer eigenen Werkstatt verbunden gewesen sind, waren, wie gesagt, ziemlich beträchtlich. So mußte Jakob wohl mit Schulden beginnen. Es fällt auf, daß er in der Zeit von 1697 bis 1704 nie als Pate aufgeführt wird, während er nachher öfters als solcher erscheint. 1704 blieb Jakob zweimal, beim Oster- und Pfingstquartal, der Innung das übliche Quartalgeld schuldig, offenbar weil er augenblicklich nicht in der Lage war, es zu bezahlen. Er wird auch nie unter Spendern aufgeführt, die für kirchliche Zwecke etwas stifteten. Später müssen sich die Verhältnisse gebessert haben. 1711 wurde er Cuman der Innung, 1713 bis 1715 war er Eltermann oder wohl richtiger Ältermann, was wohl darauf schließen läßt, daß er sich innerhalb der Zunft zu einem gewissen Ansehen emporgearbeitet hat. Auch später,

1730 bis 1733, erscheint er als Cumpan und Eltermann. Als solcher widersetzte er sich auch einmal einem königlichen Erlaß, in dem angeordnet wurde, daß einem jungen Radmachergesellen, wie sonst allgemein, das Meisterrecht gratis erteilt werden soll. Da dies nun allerdings in Creuzburg nicht üblich war, ging die Innung trotz der königlichen Verfügung zur Tagesordnung über. Darauf erfolgte eine zweite königliche Verfügung an das Ministerium, worin es unter anderem heißt: Dem Achtzinger aber und seinem Cumpanen sollst du sagen, daß er sich bei Strafe von 30 fl. ruhig und geziemend zu verhalten habe, bis wir die Sache genauer untersucht und einen jeglichen nach Verdienst bestraft haben». Aus all dem geht wohl hervor, daß Jakob Achtsnich ein Mann war, der sich nicht ohne weiteres beugte und dem «Leisetreten» nicht lag.

Wie es mit seiner kirchlichen Gesinnung stand, läßt sich nicht genau feststellen. Daß er nicht unter den kirchlichen Spendern erscheint, mag in seinen oft recht gedrückten Verhältnissen eine Erklärung finden. 1720 kaufte er zwei Sitzplätze für Frauen in der Kirche, offenbar für seine Frau und seine älteste Tochter. Daß er dies aber erst 26 Jahre nach seiner Verheiratung tat und auch keinen Sitzplatz für sich selber erwarb, könnte vielleicht auch als ein Zeichen innerer Teilnahmslosigkeit gegenüber der Kirche ausgelegt werden, d. h. er tat wohl nur das, was bei seiner Stellung als Cumpan der Innung von ihm erwartet wurde. Im Jahre 1727 starb seine Frau, 56 Jahre alt. Er selbst zählte damals 59 Jahre und verheiratete sich im Jahre darauf nochmals mit einer 57jährigen Witwe, die ihn, der im Jahre 1736 während einer Pest oder Pockenepidemie im Alter von 68 Jahren starb, noch um 11 Jahre überlebte.

Wir haben wohl von der Umgebung, in der Jakob Achtsnicht lebte, ein scharf umrissenes Bild geben können. Auch seine äußeren Lebensschicksale liegen im großen und ganzen klar vor uns. Nur über seine Persönlichkeit selbst können wir uns kein wirkliches Bild machen. Wie wir auch über ihn urteilen mögen, eines Eindruckes können wir uns nicht erwehren: Derjenige unter seinen Söhnen, der unser Vorfahre geworden ist, Abraham, hat den Vater innerlich überragt, insbesondere von dem Augenblick an, da er von einer religiösen Erweckungsbewegung entscheidend erfaßt wurde.

Über die Jugend von Abraham Achtsnich wissen wir wenig. Er wurde am 28. April 1695 getauft und wohl anfangs dieses Monats geboren. Pate war unter anderen der taufende Pfarrer Klein, dessen Namen Abraham er erhielt. Da die Schulverhältnisse damals in Creuzburg im argen lagen, mag er eine äußerst geringe Schulbildung empfangen haben. Während der schweren Pestzeit 1709 bis 1711 wird Abraham schon in der Lehre gewesen sein. Er trat nicht in die Fußstapfen des Vaters, sondern erlernte das Bäckerhandwerk. Nach 1712, im Alter von 17 oder 18 Jahren, begab er sich auf die Wanderschaft. Er mag sich zuerst in die nächstgelegene größere Stadt, d. h. nach Königsberg begeben haben. Hier wohnten vielleicht Verwandte, wenigstens wissen wir von einem Johann Achtsnicht, der 1703 in Königsberg ansässig war. Dann wanderte er längs des Kurischen Haffs und der Ostsee bis nach Riga und fand dort als Bäckergehilfe Stellung. Die einst blühende Stadt hatte unter dem Nordischen Krieg 1700 bis 1710 entsetzlich gelitten. Sie war von den Russen belagert und erobert worden und außer den Geschützen hatte die Pest furchtbar unter der Bevölkerung aufgeräumt. Die Stadt erholte sich jedoch relativ rasch, da Zar Peter persönlich den Wiederaufbau leitete und auf alle Weise darum bemüht war, Handel und Schifffahrt zu heben. So traf Abraham wieder geordnete Verhältnisse an, als er etwa im Jahre 1720 als wandernder Handwerksgesell in Riga seinen Einzug hielt und dort als Bäckergehilfe Stellung fand. Er soll sich innerhalb der Bäckerinnung eines guten Rufes erfreut haben, da er sich durch Fleiß und Treue auszeichnete. Deshalb wurde ihm auch nahe gelegt, Meister zu werden. Doch konnte er sich nicht zu diesem Schritt entschließen, weil er an Kurz- oder Schwachsichtigkeit litt. Abraham suchte nun anderweitige Beschäftigung und wurde Zollaufseher, d. h. er hatte die einlaufenden Schiffe auf zoll- und abgabepflichtige Waren zu untersuchen. Bald nach seiner Anstellung als Zollaufseher, wohl in der zweiten Hälfte der Zwanzigerjahre, hatte Abraham geheiratet. Seine Frau Anna Helene wurde aber schon am 16. Januar 1734 zu Grabe getragen, als Abraham noch nicht 40 Jahre alt war. Acht Jahre später, im Jahre 1742, starben auch die beiden Töchter, die ihm seine Frau hinterlassen hatte. Wir fragen uns, ob vielleicht die Mutter an Schwindsucht dahin ge-

siecht war und diese Krankheit auf ihre Kinder vererbt hatte. Es scheint, daß Abraham nach ihrem Tod nicht völlig vereinsamte. Er besaß offenbar eine Reihe ihm nahe befreundeter Familien. Sehr oft ist er, wie aus dem Kirchenbuch hervorgeht, Pate gewesen und Patenschaft war damals noch mehr als heute eine Ehrung, die man intimen und hochgeschätzten Freunden des Hauses angedeihen ließ. Es sind ausschließlich einfache Leute gewesen, die ihn zum Paten gebeten haben: da ist ein Maurergesell, ein Kammacher, ein Bedienter, ein Schneider, ein Glockenläuter. Wahrscheinlich sind es Familien gewesen, die sich gleich ihm der Herrnhuter Brüdergemeine angeschlossen hatten und ihm dadurch bekannt und vertraut geworden waren. Wir schließen dies aus der Tatsache, daß ein Patenkind den Namen «Christian David» trug, also den Namen des bekannten Herrnhuter Pioniers, der als erster Sendbote Herrnhuts im Jahre 1729 nach Riga gekommen war und dessen Name in Livland in Ehren stand.

Die Veranlassung, daß Brüder in die Ostseeprovinzen kamen, scheint ein Pastor Grüner in Cremon bei Riga gegeben zu haben. Er erbat in Herrnhut Kolonisten. Darauf machten sich im August 1729 Christian David und zwei andere Brüder auf den Weg, weitere Brüder folgten. Die Wirksamkeit der Brüder in Livland und Estland ist für diese Provinzen bedeutungsvoll geworden. Schon wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen Christian Davids zählten die Anhänger der Brüder namentlich auf dem Lande zu Tausenden. Die Landbevölkerung, zum großen Teil aus Leibeigenen bestehend, war kirchlich in jeder Beziehung arg vernachlässigt. Die Sitten und Gebräuche trugen vielfach noch halb heidnisches Gepräge, ja da und dort wurde im Verborgenen in den Wäldern Götzendienst getrieben. Da schlug die schlichte Verkündigung des Evangeliums seitens der Brüder mächtig ein. So lebendig, so überzeugend hatten diese Leute noch nie das Evangelium verkündigen hören. Dazu kam, daß die Brüder meist schlichte Handwerker waren, die mit den Leuten wie mit ihresgleichen verkehrten, während die Pastoren vielfach den Herrenstandpunkt herauskehrten und im Volk als Verfechter des die Bauern bedrückenden Adels galten. Der segensreiche Einfluß, den die Brüder ausübten, lag bald offen zu Tage. Laster und Unsitten begannen zu schwinden, es war als ob ein neuer Geist seinen

Einzug ins Land gehalten hätte. 1736 kam Zinzendorf, der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine, selbst in die Ostseeprovinzen. Er war auch in Riga und hielt dort vor größeren Kreisen Vorträge. Wir fragen uns, hat Abraham damals Zinzendorf gesehen und gehört? Es ist kaum anders denkbar, als daß auch er unter den Zuhörern gewesen ist. Nach Zinzendorfs Besuch nahm die Erweckung in den Ostseeprovinzen erst recht ihren Fortgang und ergriff immer weitere Kreise. Seiner Anregung und seiner Bemühung ist es auch zu danken, daß eine Bibelausgabe in estnischer Sprache erschien. Ebenso hat er die Errichtung eines Schullehrerseminars in Wolmarshof in die Wege geleitet, was von weittragender Bedeutung geworden ist. 1739, als die von den Brüdern entfachte Bewegung auf der Höhe war, kam Christian David wieder in die Ostseeprovinzen. Bald nachher, anfangs der 40er-Jahre, begann man zunächst von geistlicher Seite eine feindselige Haltung gegenüber den Brüdern einzunehmen. Eine Reihe von Geistlichen waren auf ihre Seite getreten, die Brüder waren ihnen willkommene Helfer. Jetzt mit einem Mal erhob sich Widerspruch in den Reihen der Geistlichkeit, die bisher im wesentlichen neutral geblieben war. Die Forderung wurde laut, von diesen unberufenen Helfern befreit zu werden, die alles geistliche Ansehen an sich gerissen hätten und die Kirche mit den schwersten Gefahren bedrohten. Es ließ sich ja in der Tat nicht leugnen, daß die Brüder der offiziellen Kirche scharfe Konkurrenz machten. Die Bethäuser waren überfüllt, die Kirchen standen leer. Sämtliche Geistliche des Landes wurden nun unter Hinweis auf ihren Amtseid angewiesen über ihre Wahrnehmungen schriftlich zu berichten.

Von 85 Berichten waren 50 belanglos, 19 Berichterstatter sprachen sich für die Brüder aus und 16 gegen sie. Während das Oberkonsistorium noch mit der Sichtung des Materials beschäftigt war, traf völlig unerwartet im April 1743 ein kaiserlicher Befehl aus Petersburg ein, der die noch schwebende Frage entschied und alle Versammlungen der Herrnhuter sofort kategorisch untersagte, ein Befehl, der offenbar auf Intrigen von seiten zweier den Brüdern feindseliger Hofleute zurückzuführen ist. In die Maßnahmen gegen die Brüder schalteten sich dann Zinzendorf und dessen Gattin ein, indem sie versuchten, mit der Kaiserin und andern hochgestellten Persön-

lichkeiten Fühlung zu nehmen, jedoch umsonst. Erst nach 20 Jahren, 1763, wurden sämtliche Maßnahmen gegen die Herrnhuter aufgehoben und ein kaiserlicher Ukas sicherte der Brüdergemeinde volle Freiheit zu.

Die Geschichte unserer Vorfahren ist mit diesem Stück brüderlicher Kirchengeschichte aufs engste verknüpft. Durch das Bekanntwerden mit den Brüdern nahm Abrahams Leben jene innere Wendung, die dann entscheidend auch auf die Gestaltung seines äußeren Lebens eingewirkt hat. Nach dem Tod der beiden Kinder im Jahre 1742 mag Abraham die Einsamkeit in seinem Hause doch bedrückend gewesen sein. Es beschäftigte ihn ernstlich die Frage, ob er diesem Zustand dadurch ein Ende bereiten sollte, daß er in eine Brüdergemeinde nach Deutschland ziehe oder indem er sich wieder verheirate. Ihm nah verbundene Freunde scheinen eine neue Ehe für das beste gehalten zu haben und empfahlen ihm, dem damals 50jährigen, die 26 Jahre alte Johanna von Preiswald, die im Pfarrhaus in Roop (Lettland) bei ihrer Tante aufgewachsen war. Die Trauung fand 1745 im Pfarrhaus in Roop statt. Für Abraham begann, als er seine junge Frau heimgeführt hatte, ein neues Leben. Sie haben eine überaus glückliche Ehe geführt. Auch äußerlich scheinen sie ihr gutes Auskommen gehabt zu haben, obwohl Johanna kaum etwas in die Ehe mitbrachte. Mit dem Pfarrhaus in Roop standen sie jedenfalls in regen Beziehungen. Dort erwartete Johanna ihre Niederkunft, und es wurde den Eheleuten am 17. Januar 1746 ihr erstes Kindchen, Martin, geschenkt. So ist Abraham auch mit manchen in Roop verkehrenden Persönlichkeiten bekannt geworden. Und wenn er vorher in Riga wohl nur Verkehr mit einfachen Leuten hatte, so traf er in Roop mit Vertretern der höchsten Aristokratie zusammen.

Leider war das Glück der Eheleute nur von kurzer Dauer. 1746 wurde Abrahams Vorgesetzter, der bis dahin seine schützende Hand über ihm gehalten hatte, seines Amtes entsetzt, angeblich wegen «unordentlichen Verfahrens», obwohl ihm keinerlei Unredlichkeit vorgeworfen werden konnte. Er starb noch im selben Jahr, ehe die gegen ihn angeordnete Untersuchung begonnen hatte. Auch gegenüber Abraham entbrannte nun eine offene Feindseligkeit, deren Grund jedenfalls in seiner Frömmigkeit lag, die seinen Standesge-

nossen ein Dorn im Auge war. Er wurde vor die Alternative gestellt, entweder sein Verhältnis zu den Herrnhutern zu lösen oder sein Amt aufzugeben. Abraham entschied sich für das letztere, obwohl er damit seine und seiner Familie Existenz aufs Spiel setzte. Nun brach bittere Not über ihn herein. In Riga war ihres Bleibens nicht mehr. So entschlossen sich Abraham und seine Frau, in eine deutsche Brüdergemeinde auszuwandern. Freilich, es war eine ungewisse Zukunft, der sie entgegengingen. Im Frühjahr 1747 machten sie sich auf den Weg, Abraham und Johanna, ihr Söhnchen Martin, das ein reichliches Jahr alt war, und die jüngere Schwester von Johanna, Auguste. An ihr hat Johanna eine Stütze gehabt, auf der sehr beschwerlichen Reise, die sie in anderen Umständen antreten mußte. Das Ziel ihrer Reise war die neu gegründete Brüdergemeinde Herrnhag in der Wetterau (Hessen), wo sie am 30. August 1747 eintrafen und bald darauf feierlich in die Gemeinde aufgenommen wurden. Wie mögen sie aufgeatmet haben, nun an einem Ort zu sein, wo sie ungehindert ihres Glaubens leben durften. Die Entbehrungen, die ihnen dabei auferlegt waren, nahmen sie willig in Kauf. Sie müssen in den kümmerlichsten Wohnungsverhältnissen gelebt haben, von Barmitteln waren sie so gut wie völlig entblößt. Abraham verdiente etwas durch Schuhmacherei. Daneben bekleidete er den Posten eines «Platzwächters». «Alles, was er tat», so schrieb später seine Schwägerin Auguste Persch an seinen Sohn, «das tat er mit Vergnügen, treu und vor dem Heiland». Am 19. Januar 1748 schenkte ihm seine Frau ein Töchterchen Justine. Doch Abraham sollte sich nicht mehr lange dieses neuen, innerlich glücklichen Lebens erfreuen dürfen; kaum zwei Jahre nach seiner Ankunft in Herrnhag starb er am 6. Mai 1749 an einer hitzigen Krankheit mit Friesel, über die der durch die Strapazen der Reise und die Entbehrungen in Herrnhag geschwächte Körper nicht mehr Herr zu werden vermochte. Er ist nur 54 Jahre alt geworden, und Johanna, seine Frau, wurde so schon mit 30 Jahren Witwe. Sie war ihm mit tiefem innerem Verständnis zur Seite gestanden und ihm ein starker Halt gewesen in den Kämpfen, als es die Entscheidung zu treffen galt: Entweder bekennen oder verleugnen, entweder Amt und Brot verlieren oder auf christliche Gemeinschaft verzichten, entweder Heimat und

Freundschaft preisgeben oder den innersten Zug des Herzens ersticken. Über seine letzten Stunden berichtete seine Schwägerin später seinem Sohn Martin, «wie selig und liebhabend gegen alle er aus der Zeit gegangen ist».

Sein Sohn Martin, der nun die Schicksale des Stammes weitertrug, verlor damit seinen Vater im Alter von 3 Jahren und bald auch die Mutter. Sie starb 1755 in Herrnhut, wohin sie nach dem Tod ihres Mannes gezogen war. So kam der Knabe mit 11 Jahren schon in eine Lehre nach Neusalz, um die Perückenmacherei zu erlernen. Zwanzig Jahre brachte er dann in Herrnhut zu, wo er im Brüderhaus wohnte und beim Perückenmacher arbeitete. 1799 siedelte er nach Neudietendorf als Perückenmacher über, hatte dort aber mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Zünfte der benachbarten Städte ihm Hindernisse in den Weg legten. So mag er froh gewesen sein, als man ihn 1785 nach Christiansfeld berief, einer Brüdergemeinde in Nordschleswig (seit 1920 unter dänischer Oberhoheit), um dort die Perückenmacherei zu übernehmen. Am 1. September 1791 heiratete er im Alter von 45 Jahren die 18 Jahre jüngere Anneke Brodersen. 1793 erbaute er sich ein eigenes Haus, das heute noch steht und vier Generationen der Familie eine Heimstätte bot.

Bald brachen schwere Sorgen über die jungen Eheleute herein. Das Perückentragen kam aus der Mode und Martin hatte so gut wie nichts zu tun. Er hatte offenbar unter dieser Sorge schwer gelitten, nahm aber seine Zuflucht zum Gebet. Besonders kam es ihm zu statten, daß er eine tapfere Frau hatte, die ihn aufmunterte und ihm immer wieder Mut einflößte. Da wurde durch den Tod des Konditors Rasch, der in der Apotheke eine Zuckerbäckerei betrieb, ein Gewerbe frei, und Martin hatte den Mut, den Betrieb dieses Geschäftes zu übernehmen. Wohl war es ein gewagtes Unternehmen, ein Geschäft zu betreiben, das er nicht erlernt hatte. In dem von ihm erbauten Haus ließ sich ohne Schwierigkeit eine Werkstatt einrichten. Das Geschäft scheint von Anfang an flott gegangen zu sein und sich eines guten Rufes erfreut zu haben. Vor allem verschaffte ihm eine von ihm gepflegte, heute noch bekannte Spezialität, die Herstellung der «Christiansfelder Honigkuchen», bald einen Namen. Vielleicht war auch hier seine Frau sein guter Geist. Die Vermutung liegt nahe,

daß sie aus ihrer Heimat, der Umgegend von Tondern, Rezepte zur Herstellung von Honigkuchen mitbrachte. Das Hauptgeheimnis, warum die Christiansfelder Honigkuchen bald zu einer Berühmtheit in ganz Dänemark wurden, lag wohl darin, daß immer besonders gutes Material zu deren Herstellung verwendet wurde, wie das bis zuletzt überhaupt das Geschäftsprinzip der Achtnichschen Konditorei gewesen ist. Auch kamen die Honigkuchen dem besonderen Geschmack der dortigen Bevölkerung entgegen, die leichter, luftiger Ware abhold war und solide, kräftige, inhaltsschwere Ware vorzog. Ein kleiner Junge soll einmal zu Martins Enkel und Geschäftsnachfolger gesagt haben: «Bei andern Konditorwaren beißt man in die Luft, bei dir kriegt man doch etwas zwischen die Zähne.» Wie wir schon sahen, hat zu dem Erfolg, wie er Martin beschieden war, seine Frau in mehr als einer Hinsicht beigetragen. Sie war eine resolute Frau, die sich nicht scheute, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, «von schneller Fassung», wie ihr Gatte in ihrem Lebenslauf ihr nachrühmte, dabei unermüdlich fleißig und rastlos tätig. Ihre Fähigkeit, sich schnell den Verhältnissen anzupassen und sie alsbald zu beherrschen, mag ihr besonders zustatten gekommen sein, als es galt, sich in das ihr völlig neue Geschäft einzuleben. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, daß das Geschäft bald in Schwung kam und sein besonderes Gepräge erhielt. In einem offenen Geschäft ist die Freundlichkeit, mit der man die Kunden bedient, von weittragender Bedeutung. Offenbar hat Anneke die Kunst meisterlich verstanden, den Kunden freundlich entgegenzukommen, so daß jeder gern mit ihr zu tun hatte. Ihr Gatte redet in ihrem Lebenslauf von dem ihr verliehenen Talent: «auf eine so freundliche und liebevolle Art mit ihren Nebenmenschen aus allen Ständen umzugehen», und betont besonders, wie ihm das im Geschäft von unaussprechlichem Nutzen gewesen sei.

Martin war offenbar weichen Charakters als seine Frau. Es scheint, daß er schwer an den Sorgen des Lebens trug. Vielleicht, daß seine schicksalsschwere Jugend ihre Schatten auf sein späteres Leben warf. Aber auch er hat den Kampf mit dem Leben tapfer aufgenommen, und neben jener Neigung, die Dinge schwer zu nehmen, rühmt sein Lebenslauf ihm «Munterkeit und Zutrauen erweckende

Art» nach. Zugleich war er demütig und bescheiden und nahm den Erfolg, der ihm in seinem Geschäft beschieden war, stets dankbar aus Gottes Hand. Wie seiner Frau, so war auch ihm Freundlichkeit im Verkehr mit den Menschen eigen und er erfreute sich allgemeiner Beliebtheit.

Martin und Anneke haben zusammen fünf Kinder gehabt, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, früh starben. Drei Kinder haben sie überlebt: Heinrich, Henriette und Benedikte. Anneke hat kein hohes Alter erreicht; sie starb 54 Jahre alt, im Jahre 1818. Ihr Verlust war für den Gatten ein schwerer Schlag. Wohl war er umgeben von seinen Kindern, seinem Sohn und seinen beiden Töchtern, und sie haben ihn mit viel Liebe und Sorgfalt umgeben und gepflegt. 1820, am 4. März, starb er an einer Lungenentzündung.

Die von seinem Sohn Heinrich und seinem Enkel Carl weitergeführte Zuckerbäckerei blieb noch bis zum Jahre 1905 in den Händen der Familie. Die Christiansfelder Periode der Familiengeschichte umfaßt somit einen Zeitraum von 135 Jahren. Während die Familie vorher, soweit wir es zurückverfolgen können, mehrmals den Wohnort änderte, ist sie in Christiansfeld durch vier Generationen hindurch ansässig gewesen. So ist Martins Übersiedlung nach Christiansfeld im Jahre 1785 für die Familie von großer Bedeutung geworden.

Ein Bruder des obenerwähnten Enkels Carl von Martin Achtnich, wiederum ein Martin, war der Vater des im Jahre 1899 in Winterthur eingebürgerten Strickwarenfabrikanten Hermann *Walter Achtnich* (1857—1907), der die heute in der Schweiz lebende Linie der Familie Achtnich begründete. Diese ist nun schon in der dritten Generation über 80 Jahre, zur Hauptsache in Winterthur, sesshaft.

Paul Boesch, 4. Juni 1889 bis 18. Juni 1969

Der Kunstmaler *Paul Boesch* war einer der markantesten Vertreter des graphischen Buchdruckes, ein Meister der Heraldik, der Glasmalerei und des Holzschnittes. In Freiburg im Uechtland geboren, in Lausanne und Basel aufgewachsen, lautete sein Heimatschein auf die toggenburgische Gemeinde Neßlau. Allen diesen Orten blieb der Verstorbene zeitlebens verbunden, wenn er auch seit 1915 in seiner Wahlheimat, in der Stadt Bern, wohnte. Bereits 1915 zeichnete er die Karten der im Auftrage des Chefs des Generalstabes herausgegebenen Schweizer